

In Luthers Fußstapfen: Wer wird heutzutage Pfarrer?

30. Nov. 2014

Alwine Schulze: Ich finde es nicht schlimm, was zu machen, was vielleicht nicht jeder macht.

Wenn Alwine Schulze auf dem Campus der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg erzählt, dass sie Theologie studiert und später Pfarrerin werden will, wird sie schon noch gelegentlich erstaunt angeschaut. Die 21-jährige blickt dann meist sehr selbstbewusst und entschlossen zurück.

Alwine Schulze: Ich habe einfach in der Theologie am meisten Freiheit gefunden. Man kann so vieles machen und so vieles miteinander verbinden, das fand ich sehr schön.

Der Fachbereich Evangelische Theologie ist kein Hort weltabgewandter Frömmeler, sondern Ziel moderner junger Leute, die nach Selbstverwirklichung suchen.

Stefan Schorsch: Man kann mit Menschen arbeiten, man kann sehr eigenverantwortlich gestalten, man kann eigene intellektuelle Beschäftigung einfließen lassen, immer wieder neuen Herausforderungen sich stellen ... Mein Eindruck ist, ... dass viele Studierende genau deswegen bei uns studieren, weil sie diesen spannenden Beruf ergreifen wollen.

Für Stefan Schorsch, Professor für Bibelwissenschaften, ist das umso bemerkenswerter, als er selbst sein Fach unfreiwillig gewählt hat. Weil er mit der SED-Ideologie nicht konform ging, musste der gebürtige Erfurter sich für Theologie entscheiden, um überhaupt studieren zu können. Doch die Zeiten, als die ostdeutschen Fachbereiche vor allem Nischen für Querdenker waren, sind vorbei. Ebenso wie die Jahre linker Dominanz an westdeutschen Hochschulen, als Kirche und Glaube von vielen Studenten als altmodisch abgetan wurden. Vergangen ist aber auch die Hochzeit der Friedens- und Umweltbewegung, in der die Kirche als gesellschaftlicher Akteur wieder angesehen, aber als Arbeitgeber uninteressant geworden war, weil wegen der Einsparungen kaum jemand sich Chancen auf eine Stelle ausrechnen konnte. Unter Sparzwang leidet die Kirche zwar immer noch, aber da in den nächsten Jahren viele Pastoren in Pension gehen, haben Jüngere wieder bessere Aussichten, in dem Beruf Fuß zu fassen.

Alwine Schulze: Ich möchte Pfarrerin werden, weil ich gerne mit Menschen leben möchte und mit ihnen alles feiern möchte, was ihnen im Leben begegnet, Taufen, Krankheiten, fröhliche Dinge und auch Beerdigungen und ich möchte ihnen dabei auch Mut geben und Halt geben.

Anna Schönfelder: Theologie oder Psychologie, dann war es doch eher Theologie, ... Weil ich denke, der Glaube bietet schon noch mal mehr Ansätze, wo man anfängt zu hoffen.

Anna Schönfelder hat sich nicht wie Alwine Schulze gleich nach dem Abitur für Theologie entschieden, sondern erst mit Mitte 20. Da hatte sie schon einen Beruf, Krankenschwester, und sie will auch wieder zurück ins Gesundheitswesen. Gerade dort würden Geistliche gebraucht. Denn, so die Erfahrung von Anna Schönfelder, nicht nur Patienten, sondern auch viele Kollegen wünschen sich Gesprächspartner, deren Hintergrund über therapeutisches Wissen hinausgeht.

Anna Schönfelder: Deswegen tendiere ich eher zum Feld Krankenhauseelsorge, ... auch weil ich das ja von der Ausbildung her schon kenne, in die Richtung zu gehen. ... Mich beschäftigt Krankenhaus und kranker Mensch schon lange. Und das Arbeiten als Krankenschwester war bestimmt schon lange von sehr leidlichen Erfahrungen, einfach dass man sieht, wie viel Kürzungen hier stattfinden in Deutschland und wie viel Stress die Krankenschwester erfährt und man auch weiß, dass Krankenhauseelsorge sich nicht nur um den Patienten dreht, sondern mittlerweile auch mehr um die Menschen, die dort arbeiten. Ich denke, das ist ein breites Feld, da kann viel mitmachen und versuchen zu helfen, einfach zu hören, wo ist Bedarf, wo es an Kommunikation auch manchmal hakt, das ist häufig ein Grund, dass sich so Fronten auftun zwischen Ärzten und Schwestern und da könnte ich mir vorstellen, weiter zu gehen.

Für Anna Schönfelder und Alwine Schulze ist der Theologische Fachbereich sehr schnell zu einem Lebensmittelpunkt geworden. Einmal pro Woche treffen sie sich mit Kommilitonen vor Seminar- oder Vorlesungsbeginn zu Kaffee, Tee und Keksen.

Viele hier wissen schon ziemlich genau, wie ihr Beruf einmal aussehen wird.

Clara Kretschmann: Ich bin Clara Kretschmann, komme ursprünglich aus der Nähe von Rostock, ... bin 20 Jahre alt und ... ich habe im Vorbild meiner Eltern, die sind beide auch Pastoren, mich für das Studium der Theologie entschieden, weil ich einfach durch meinen Alltag erlebt habe, wie die Arbeit aussehen kann.

Luise Walter-Schwanknebel: Ich heiße Luise Walter-Schwanknebel, bin 20 Jahre alt und meine Eltern sind Pfarrerin und Pfarrer in einer Gemeinde in Berlin-Neukölln, haben sich da auch kennengelernt. Ich bin also von Anfang an in einer Gemeinde groß geworden.

Clara und Luise sind sich sicher, die richtige Berufswahl getroffen zu haben.

Luise Walter-Schwanknebel: Dann ist mir irgendwann aufgefallen, mir gefällt die Art, wie meine Eltern arbeiten. Das ist nicht nur ein Beruf, wo sie viel Kraft und Liebe reinstecken und das hat mir immer gut gefallen, dass man mit so vielen verschiedenen Menschen in Kontakt kommt. Sozusagen von der Wiege bis zur Bahre. Mit Taufe und Beerdigung, man begleitet die Menschen einfach in vielen verschiedenen Lebensabschnitten, glücklichen und ganz, ganz traurigen. Mir gefällt diese Abwechslung.

Clara Kretschmann: Ja, das ist ein großes Pensum, wovon ich auch sehr viel Angst habe, aber ich sehe an meinen Eltern, dass es gut werden kann.

Luise und Clara haben sich schon im ersten Semester angefreundet und bestreiten große Teile ihres Studiums gemeinsam, belegen oft dieselben Seminare und Vorlesungen. Wenn sie zusammen Bibeltexte durcharbeiten und sich fragen, was sie für die Praxis bedeuten, merken sie allerdings, wie vielfältig die Herausforderungen für Pfarrerinnen sein können.

Luise und Clara: Man merkt auch schon, wenn wir uns unterhalten, dass unsere Eltern das unterschiedlich gemacht haben. ... Sie sind unterschiedlich geprägt, dadurch dass meine Eltern diese innerstädtische Gemeinde haben an einem Punkt und deine Eltern auf dem Land mit den verschiedenen Gemeinden auch diesen Spagat irgendwie schaffen müssen. Das gestaltet den Alltag ganz verschieden, dass meine Eltern auch viel unterwegs waren, auf den Dörfern und weg, und ich denke, ihr wart mehr an eurem Standpunkt. ... Meine Eltern hatten eigentlich am Ende mehr homosexuelle Trauungen als heterosexuelle, und transsexuelle und alles, was vor dem Herrn so lebt und liebt, würde ich mal sagen und ihr habt solche Lebensformen nicht wirklich, oder? – Ja, es ist noch sehr traditionell und ländlich. Also, man könnte schon klischeehaft davon sprechen.

Klischeehaft oder auch nur traditionell, so soll es auf keinen Fall zugehen, wenn Christiana Steiner in ein paar Jahren ihre erste Pfarrstelle antritt.

Christiana Steiner: Talar tragen im Gottesdienst, das ist so ein Punkt, wo ich ganz schwer mit umgehen kann.

Natürlich ahnt sie schon, dass sie darum wohl nicht immer herum kommen wird, und vielleicht wird es ja auch gar nicht so schlimm.

Christiana Steiner: Ich bin im Pfarrhaus groß geworden, habe ganz viel mitbekommen, auch an Sorgen, was auch an Schwerem in diesem Beruf liegt, dass man kein wirkliches Privatleben hat als Pfarrerin, das habe ich v.a. bei meiner Mutter eben gesehen, dass es schwierig ist, sich abzugrenzen irgendwo und dass wir als Kinder auch immer mit drin waren in diesem Geschehen. Ich persönlich als Kind habe das nie als Einengung empfunden, ich war da, muss ich sagen, auch immer ein Stück weit stolz drauf, dass wir auch was Besonderes waren, in dem Dorf irgendwie.

Die herausgehobene Position reizt sie durchaus, aber Christiana Steiner will sich in kein Rollenkorsett zwingen lassen.

Christiana Steiner: Ich kann mich z.B. nicht damit identifizieren, dass ich, nur weil ich dieses Amt habe, die und die Aufgabe übernehmen muss, sondern das muss aus meiner inneren Motivation kommen, aus mir selber irgendwo. Wenn dann das Amt gerade dazu passt, dann ist das okay, aber das Amt darf nicht mich bestimmen.

Christiana will das Amt selbst prägen und gestalten. Im Hauptstudium beginnt sie jetzt damit, ein eigenes Profil zu entwickeln. In der Vorweihnachtszeit steht ihre erste Predigt an, ausgerechnet in der Gemeinde ihrer Mutter in Franken. Weil sie sich wie die meisten Studierenden in Halle eher als Teamplayerin sieht, hat sie sich für die Vorbereitung nicht ins stille Kämmerlein zurückgezogen.

Beim Mittagessen diskutiert sie ihr Projekt mit Freunden.

Christiana Steiner: Und wie findest du es, dass deine Mutti mit in der Kirche sitzt, so als Pfarrerin und als Mutter? Ist das stressiger? – Naja, das weiß ich noch nicht. Einerseits denke ich mir, egal, da sitzt sie halt mit drin und ich kann ihr nicht verbieten, sich in den Gottesdienst zu setzen und andererseits will ich nicht, dass dann danach am Mittagessenstisch meine Predigt auseinander genommen wird. Vor allem verglichen wird, wie meine Mutter predigt, dass ich ihr so ähnlich bin oder so unähnlich bin, darauf hätte ich keine Lust. – Aber das wird ja passieren. Auch von den Gemeindemitgliedern, die werden dich ja mit deiner Mutter vergleichen.

„Ganz die Mutter“ wäre natürlich das allerletzte, was Christiana Steiner hören wollte. Am liebsten möchte sie schon bei ihrer ersten Predigt ihren ganz eigenen Stil finden.

Christiana Steiner: Ich werde auch nicht auf die Kanzel gehen (lachen) habe ich keine Lust drauf. – Das wollen die, sonst hören die dir nicht zu. – Nein, ja, aber ich will mich nicht so abheben. Ich finde es total furchtbar, wenn der Pfarrer oder die Pfarrerin dann von da oben runterpredigt und die Lehren und die Wahrheiten dann vertritt, deswegen. - Also du bist nicht davon überzeugt, dass du die Wahrheit sprichst? – Nöö.

Was sie im Detail sagen wird, daran muss sie noch feilen, aber klar ist: es wird keine allgemeingültige oder höhere Wahrheit sein, die sie verkündet, sondern ihre Wahrheit. Mit solch einem demokratischen Amtsverständnis möchten auch die meisten ihrer Kommilitonen an das Pfarramt herangehen. Aber reicht das? Kann man als Pfarrer oder Pfarrerin einfach seinen theologischen Standpunkt als eine Möglichkeit des Glaubens in den Raum stellen, die die Gemeinde annehmen kann oder auch nicht? Oder muss man in so einem Amt mehr Autorität zeigen?

Martin Mend: Ich studiere im 5. Semester Lehramt für Sekundarschule, die Fächer sind Musik und Religion.

Martin Mend will auf den Schritt ins Pfarramt verzichten, obwohl es ihn durchaus gereizt hätte.

Martin Mend: Ich war lange kein Kirchgänger und würde mich nicht als typisch christlich sehen, aber die Sozialisierung, die ich als Kind erlebt habe, die war auf jeden Fall sehr gemeindegeprägt. Und dieser gemeinschaftliche Aspekt ist mir auch im Unterricht wichtig.

Die Schulklasse stellt er sich wie eine Gemeinde im Kleinen vor, nur dass er dort weniger Orientierung vorgeben muss, als vielmehr Anregungen anbieten kann. Und in diesem Rahmen will er dann seinen Glauben, von dem er durchaus überzeugt ist, vorstellen - als eine Möglichkeit, die Welt zu sehen. Und ohne sich dafür vor einem Bischof verantworten zu müssen.

Martin Mend: Ich brauche so eine gewisse Freiheit, auch im Glauben, und kenne diese landeskirchlichen Sachen, wo es auch sehr fest sein kann. Ich will das nicht unbedingt kritisieren, aber es gibt da verschiedene Meinungen und immer wieder Konflikte, weil Leute in der Gemeinde eine ganz andere Vorstellung haben und dann muss man als Pfarrer da vorne stehen und sagen, ich sehe das so und dann ist man angreifbar. Das ist man als Lehrer genauso, aber als Lehrer bist du vielleicht noch mehr Mensch als Amtsperson.

Die Furcht, vom Amt aufgesogen zu werden und ihre individuellen Spielräume zu verlieren, teilen viele. Stefan Schorsch freut sich als Professor, dass sie sich mit diesem Problem schon früh im Studium auseinandersetzen. Gleichzeitig will er ihnen das Rüstzeug mitgeben, um diese Angst zu überwinden. Sie hätten doch, meint er, ein Vorbild, an dem sie sich orientieren könnten.

Stefan Schorsch: Martin Luther war ja derjenige, der sich gegen die kirchlichen Hierarchien gewendet hat und gesagt hat, jede Christin, jeder Christ soll selbst mit biblischen Texten seine Entscheidungen treffen. Und Theologinnen und Theologen sind diejenigen, die in der Gemeinde genau diese Fähigkeit verbreiten, damit umgehen zu können.

Martin Luther als streitbarer Pfarrer ist Studierenden der Evangelischen Theologie natürlich näher als ein Oberhirte, der ex cathedra Glaubenswahrheiten verkündet. Und doch erscheint Luther Christiana Steiner ähnlich wie Anna Schönfelder gerade in seiner Rolle als protestantischer Übervater zu groß und nicht mehr zeitgemäß.

Christiana Steiner: Martin Luther, finde ich, war eine wichtige Gestalt, war aber ein Mensch unter vielen, gehört in einen historischen Kontext und hatte ganz viele Leute, die ihm zugearbeitet haben. Er wurde aus irgendwelchen Gründen als markante Persönlichkeit herausgehoben, das ist aber gemacht, von uns Menschen gemacht und ich würde nicht sagen, dass er irgendeine göttliche Berufung ihn da mehr heraushebt als jemand anderes, als einen Thomas Müntzer oder so, der genauso wichtige Gedanken gehabt hat.

Anna Schönfelder: Ich habe das Gefühl, dass es doch sehr auf eine Person fixiert ist, eben auf den Pfarrer und diesen Alleingang vor der Gemeinde, das kann ich mir für mich nicht vorstellen. Ich sehe mich eher in Gruppen oder im seelsorgerlichen kleinen Gespräch, aber nicht eben auf der Bühne, sage ich mal, das ist nicht so mein Steckenpferd. Deshalb tendiere ich eher zum Feld Krankenhauseelsorge, ... in die Richtung zu gehen.

Die meisten Studierenden in Halle würden ihre zukünftige Rolle gern kollegial mit den Gemeindemitgliedern ausfüllen. Aber ihnen dämmert schon, dass viele Gläubige da andere Vorstellungen haben und vom Pfarrer erwarten, dass er durchaus eine Richtung vorgeben soll.

Anna Schönfelder: Ich bin überhaupt kein Verfechter von Fahnen hoch und ich erzähl euch jetzt hier die Wahrheit, weil ich das auch nicht sehen kann und einfach sehe, dass andere Lebenskonzepte anders gut verlaufen und da finde ich nicht, dass es eins oder das andere gibt.

In einer immer stärker ausdifferenzierten Gesellschaft, meint Anna Schönfelder, könne auch eine Kirchengemeinde keine homogene Einheit mehr bilden. Auch in ihr träfen die unterschiedlichsten Lebensstile zusammen und es stehe einer Pfarrerin nicht zu, darüber Urteile abzugeben. Wenn es gut laufe, könne sie eine vertrauensvolle Atmosphäre aufbauen, in der die Gemeindemitglieder offen miteinander diskutieren könnten. Ein Gemeinschaftsgefühl, darin sind sich die meisten einig, entstehe ohnehin nicht allein durch das Wort und seine Verkündigung. Mindestens ebenso wichtig seien Meditation und Musik.

Gerade im Vorfeld des Weihnachtsfestes übt deshalb am Fachbereich Theologie in Halle an mehreren Nachmittagen der Woche der Theo-Chor. Dirigiert wird er von dem 25-jährigen Moritz Wend.

Moritz Wend: Ich studiere Theologie, weil mich die Frage nach Gott und Sinn des Lebens begeistert und weil ich unheimlich gerne mit Menschen arbeite.

Ob und wie genau für ihn diese beiden Seiten seiner fachlichen Motivation später im Beruf einmal zusammen passen könnten, das ist für Moritz Wend auch nach 12 Semestern immer noch eine spannende Frage.

Moritz Wend: Im Pfarramt hätte ich meine Schwierigkeiten, einen Gottesdienst zu leiten allein. Das würde mir schwerfallen, weil ich nicht zu den Leuten sprechen könnte, wie die Leute es oft erwarten würden. ... und das könnte ich in manchen Sachen nicht erfüllen, weil mein Glaube nicht ganz dem entspricht, was die Kirche oft erwartet von Pfarrern. ... Ich könnte einen Segen zum Beispiel nicht erteilen, wie die Leute es erwarten würden, weil ich mir Gott einfach in anderen Dimensionen vorstelle, als die Landeskirche es von mir fordert.

Moritz Wend kann sich Gott nicht als quasi personales Wesen vorstellen, das sich, wie im kirchlichen Alltag üblich, gern als Vater ansprechen ließe, der seine schützende Hand über die Gläubigen hielte und in dessen Name der Pfarrer dann eben auch die Gemeinde segnen könnte. Wie sein eigenes, ganz persönliches Gottesbild aber aussehen könnte, danach sucht Moritz Wend noch.

Moritz Wend: Ich würde mir wünschen offen zu sein, mit meinen Gedanken und Emotionen, auch dem Glauben gegenüber.

Ich studiere trotzdem mit Abschluss Pfarramt und ich habe ja auch das Glück, dass ich auf ein Examen studiere, wo im Examen gefordert wird, dass man die Wissenschaft Theologie aufarbeitet, aber auch eine eigene Stellung dazu hat und haben darf. Und das motiviert mich auf jeden Fall.

Wenn er demnächst in einem Examen einen fundierten theologischen Standpunkt gefunden und dargelegt hat, kann sich Moritz Wend die Kirche durchaus als Arbeitgeber vorstellen, solange er eben nicht eine Gemeinde leiten soll.

Moritz Wend: Ich glaube, da kann ich andere Institutionen finden, wo ich mehr aufgehe. ... Ich denke zum Beispiel einfach an einen Kindergarten, an Jugendarbeit im weiteren Sinne, dass ich Jugendmusicals mache.

Wie die meisten Studierenden bereiten sich auch die Theologen sehr zielstrebig auf ihr Berufsleben vor. Networking gehört für sie ebenso dazu wie für Aspiranten anderer Fächer, selbst die 20-jährigen halten das schon für wichtig. Aber sie denken dabei nicht an ihre Karriere, sondern eher daran, sich ein Umfeld aus Kollegen zu schaffen, die auch Freunde und Hilfe sein sollen in schwierigen Zeiten. Denn dass Krisen kommen werden, dessen sind sie sich sicher, und dann wollen sie nicht einsam und isoliert in einer Gemeinde auf sich allein gestellt sein.

Deshalb trifft sich jeden zweiten Montag im Monat in einer Kneipe in Campus-Nähe der „Theo-Stammtisch“.

Alwine Schulze: Ich denke, da kommt es einfach darauf an, dass man mit sich selber im Frieden ist oder im Reinen. Und zu dem steht, was man sagt. Man kann nicht predigen und dabei denken, was wollen die Leute hören?

Anna Schönfelder: Die Zielgerade kann auch nicht sein, dass du immer den anderen hilfst. ... Ich finde, es ist immer das Blöde oder schade, dass vom Pfarrer erwartet wird, er gibt. Das ist es nicht. Ich glaube, ich bekomme auch ganz viel Einwirkung und Wirkungen von meinen Gemeindemitgliedern.

Christiana Steiner: Ich sträube mich auch ein bisschen ... gegen dieses Ein-Mann- Ein-Frau-Bild. Wir müssen den Laden dann reißen, das finde ich ganz schwierig.

Luise Walter-Schwanknebel: Du bist die Repräsentantin oder der Repräsentant schlechthin, für die Kirche, für den Protestantismus und am Ende sozusagen für die gesamte Christenheit.

Christiana Steiner: Wir müssen schon sehr dafür kämpfen, dass wir ein Team finden oder einen Kreis finden, mit dem wir die Gemeinde gemeinsam gestalten können. Weil momentan sehe ich das schon sehr als Ein-Mann-, Ein-Frau Show.

Luise Walter-Schwanknebel: Das muss man auch machen, das muss man auch annehmen, so gut man es kann. Aber gleichzeitig zeigt auch die Erfahrung, da gebe ich dir total Recht, dass man das nicht aushält oder nicht durchhält, zumindest nicht für 35 Berufsjahre. Das schaffst du nicht.

Wie weit die persönlichen Ressourcen reichen, ist die eine große Frage, wenn es um mögliche Krisen im späteren Berufsleben geht. Die zweite zentrale Frage dreht sich um die Kraft des Glaubens, die bei den Motiven für die Berufswahl selten genannt wurde – vielleicht, weil sie als selbstverständlich erscheint. Doch alle am Stammtisch ahnen zumindest, dass sie das keineswegs immer ist.

Luise Walter-Schwanknebel: Ich würde Zweifel am Glauben gar nicht so als Schwäche bezeichnen oder erleben. Erlebst du das als Schwäche, dass du zweifelst?

Christiana Steiner: Ich finde es gerade gut, jemanden zu haben, der auch Schwäche zeigt, weil das menschlich ist. Es schafft ja auch wieder Distanz, wenn der von seiner Gemeinde sich so abhebt. Dass der auch Schwächen und Probleme hat, dass es dem auch mal schlecht geht, das finde ich ganz wichtig, dass man das als Gemeinde auch spürt.

Clara Kretschmann: Man muss vielleicht auch mal gezweifelt haben am Glauben. Das ist wie mit dem ... Reiter, wer nicht mal vom Pferd gefallen ist, ist kein ordentlicher Reiter.

Alwine Schulze: Man muss manchmal auch seine Person einfach zurückstellen hinter den Dienst, wenn man z.B. jemanden beerdigt, da macht man einen Dienst, das könnte auch ein anderer Pfarrer machen. Oder wenn man predigt, predigt man auch nicht seine eigenen Gedanken, was man sich so ausgedacht hat, sondern man predigt das Evangelium, man legt das Evangelium aus. Ich denke, da darf man sich als Person auch wieder nicht zu wichtig nehmen.

Musik dieser Sendung:

(1-4) „Lobet den Herren, alle die ihn ehren“, „A Tribute to Paul Gerhardt“, Dieter Falk

(5) „Wie soll ich dich empfangen“, „A Tribute to Paul Gerhardt“, Dieter Falk

Redaktion: Pfarrer Reinhold Truß-Trautwein (reinhold.truss-trautwein@gep.de)

Weitere Sendungen, Informationen, Audios und mehr finden Sie unter:

<http://rundfunk.evangelisch.de/kirche-im-radio/dradio/feiertag>

Facebook: <https://www.facebook.com/deutschlandradio.evangelisch>